

Zeitschrift: Die Vorkämpferin : verfiicht die Interessen der arbeitenden Frauen
Herausgeber: Frauenkommission der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz
Band: 11 (1916)
Heft: 8

Artikel: Schwesterliche Solidarität
Autor: B.S.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-351137>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

An die geplagte Mutter, die sich nicht zu helfen weiß.

Die erste Regung, die sich beim Lesen jenes Briefes an unsere Redaktion zeigte, war wohl bei den meisten Leserinnen grenzenloses Mitleid, denn es löste bei so vielen in der Seele gerade das aus, was Gleichartiges schon erlebt wurde. Nur Proletarierfrauen können da in vollem Maße mitfühlen; aber sie bleiben nicht beim Erbarmen, beim tatenlosen Zammern und Heulen, sie möchten helfen oder bewirken, daß geholfen werde. Eine, die selbst in einer ähnlichen Lage sich befindet, wünschte ein Kind zu sich zu nehmen, da sie meinte, es gehe ihr eigentlich doch noch nicht so schlecht. Eine andere beantragte, es sollte in den Arbeiterinnenvereinen zugunsten dieser geplagten Mutter eine Sammlung veranstaltet werden.

Sa, wenn es nur eine geplagte Mutter gäbe! Aber viele sind, wenn nicht in der genau gleichen, so in nur wenig geringerer oder noch größerer Not. Es gibt Wohltätigkeitsvereine und Armenbehörden, die mit den oben betriebenen Mitteln glauben helfen zu können. Wir kommen in der gegenwärtigen Zeit — wie dies bis jetzt schon geschehen ist — ohne solche Plüsterchen nicht aus. Aber jene geplagte Mutter möchte gern mehr. Sie will nicht zu einem Quacksalber gehen, der ihr irgend eine Salbe gibt, sondern sie möchte die Ursache des Uebels kennen, um diese zu beseitigen, dann erst gibt es wirkliche Heilung, und darum wendet sie sich an uns. Sie hätte ja sonst, wenn ihr nur an einem Almosen, an momentaner Hilfe gelegen wäre, zum Herren Pfarrer oder zu den Damen des Hilfskomitees gehen können. Sie möchte Antwort auf die Frage: Muß das wirklich alles so sein?

Schon damit, daß sie diese Frage stellt, hat sie sich im stillen die Antwort selbst geben: „Nein!“, nur ganz schüchtern erst; aber sie wünscht eine Bestätigung und eine Erklärung von uns, weil ihr von Kind auf in Schule und Kirche eine andere Antwort gegeben wurde: Arme hat's immer gegeben, Arme wird's immer geben, und nun kommen sie und sagen, es ist halt Krieg, da müssen alle sich einschränken, man muß halt sparen; aber so viel hat die geplagte Mutter herausgefunden, daß Sparen bei den Arbeitern und bei den Unternehmern zwei ganz verschiedene Dinge sind. In dem ewigen Einerlei in der Fabrik und bei den Sorgen für die Familie ist es ihr nicht möglich, viel über anderes, als was die eigene kleine Welt erfordert, nachzudenken, man hat ihr das Denken abgewöhnt, wenn sie nur willig wie die Maschine arbeitet. Wer erhält denn die Früchte ihrer Arbeit? Sie selbst? Nein, sie arbeitet ja für den Lohn. Und in welchem Verhältnis steht dieser Lohn, den sie als Textilarbeiterin und ihr Mann als Gärtner erhält, zu der geleisteten Arbeit, zu dem Zeit- und Kraftaufwand? Sie kann das nicht selbst berechnen, sondern das rechnet der Unternehmer aus, sie muß nehmen, was er ihr als „Verdienst“ zuerkennet; aber er will etwas dafür haben, daß er sie in seiner Fabrik, an seinen Maschinen arbeiten läßt, und das berechnet er so, daß er und seine Familie, ohne sich anzustrengen, froh und heiter das Leben genießen können, während das „Mehr“ an Arbeit, mehr an Nerven- und Muskelkraft, das jede Arbeiterkraft für den Arbeitgeber opfert, an der eigenen Muskel- und Nervenkraft, an der Ruhe und Gesundheit, den eigenen Kindern geraubt, für sie verloren ist. Auf der einen Seite, auf jener der Besitzenden, gibt es also ein Plus, auf der andern, auf der der Besitzlosen, ein Minus, das sich selbstverständlich immer vergrößert. Je mehr sich die Arbeiter und Arbeiterinnen abmühen, umso größer ist der Profit der Unternehmer, umso reicher werden sie von der ausgebeuteten Arbeit und umso größer wird der Ueberfluß an Waren; aber trotz diesem Ueberfluß haben die Besitzlosen nicht genug, um sich zu nähren, zu kleiden und zu wohnen, weil sie die Produkte wieder zu teuer zahlen müssen, weil mit der Ware, die sie erzeugten, die Besitzenden wieder Profit machen. Dieses System ist es, das kapitalistische System, in dem der Ursprung von allem Unglück liegt.

Es muß nicht so sein und nicht so bleiben, nein, die Arbeiter und Arbeiterinnen sollen ihre Arbeit nicht ausbeuten lassen. Die Kapitalisten und deren Profitraten sind schuld an unserer Armut. Im Sozialismus ist die einzige Abhilfe, das heißt in einer Gesellschaft, die die Arbeit selbst organisiert, in der die Arbeitsmittel und die Arbeitsprodukte nicht mehr nur wenigen, sondern allen gehören und jedem die Wertsumme seiner Arbeit zugewiesen wird.

Aber daß es so werde, dieses Ziel wird nicht erreicht ohne Kampf; denn die Kapitalisten wollen den Zustand, wie er ihnen paßt, möglichst lange behaupten, und nur, wenn möglichst viele

Arbeiter und Arbeiterinnen den Kampf als Angehörige ihrer Klasse als Arbeiter aufnehmen, werden wir uns dem Ziele nähern.
A. R.

Warum hungern die Massen?

Man erzählt von einem Marsbewohner, der während seiner Reisen in ein schönes und großes Land auf unsere Erde kam. Majestätische Flüsse bewässerten den Boden und wohin der Blick auch traf, überall sah der Marsmensch eine reiche Fruchtbarkeit. Er ging fröhlich singend seines Weges. Da begegnete ihm ein Bewohner der Erde, dessen Angesicht eine tiefe Bedrücktheit zeigte.

„Guten Tag!“ rief der Marsianer.

„Guten Tag!“

„Was fehlt Ihnen denn?“

„Ich habe Hunger.“

„Warum essen Sie denn nichts?“

„Kein Geld!“

„Arbeiten Sie doch, dann haben Sie welches.“

„Ich kann keine Arbeit finden.“

„Aber dann arbeiten Sie doch auf den unfruchtbarsten Rändereien. Säen Sie Getreide, Mais, pflanzen Sie Kartoffeln und andere nützliche Pflanzen. Machen Sie doch das!“

„Der Grundbesitzer weigert sich, mich einzustellen.“

„Was?“

„Ja, der Grundbesitzer läßt mich das Land nicht bebauen.“

„Wer ist dieser Besitzer von Grund und Boden?“

„Der, dem das Land gehört.“

„Das verstehe ich nicht! Ihr sagt doch hier auf Erden, daß Gott die Erde geschaffen habe?“

„Ja, so sagt man.“

„Und da hat er die Erde nicht für alle seine Kinder geschaffen, damit sie ihre Nahrung gewinnen?“

„Ich habe davon reden hören. Es ist möglich. Ich aber weiß davon nichts.“

„Wie kommt es denn, daß sich so ein Individuum zum Land- und Grundeigentümer aufwirft?“

„Das Gesetz gibt ihm das Recht dazu.“

„Und wer macht das Gesetz?“

„Nun, wir.“

„Wer sind aber die Wir?“

„Die Wähler — ich und die anderen.“

„Und Ihr, das souveräne Volk, Ihr macht Gesetze, die ein großes, fruchtbares Stück Land einem einzigen Menschen überliefern, und zwar mit der Machtbefugnis, Euch zu verhindern, diesen Grund und Boden zu bearbeiten. Und Ihr anderen lauft umher, bettelt um Arbeit, sterbt vor Hunger — ist denn das möglich?“

„Es ist so, Herr!“

„Nun, wenn Ihr so verrückt seid, daß Ihr lieber zugrunde geht vor Hunger, als es zu machen, wie es auf allen anderen Welten der Fall ist — dann geschieht Euch recht.“

„Wie soll ich das verstehen?“

„Nun,“ sagte der Marsianer, „ich habe einige Millionen Welten besucht bisher; aber diese Erde ist die erste, wo die Bewohner dumm genug sind, zu erlauben, daß sich einige Leute in den Besitz von Grund und Boden setzen und die große Mehrzahl hindern, das Land zu bebauen, so daß sie sterben vor Hunger.“

Schwesterliche Solidarität.

In der gut besuchten Hauptversammlung des Arbeiterinnenvereins St. Gallen machte ein Mitglied die schmerzliche Mitteilung, daß der Mann einer Genossin im Kriege gefallen sei, daß die unglückliche Witwe fünf Kinder habe und ein sechstes erwarte. Um der so vom Schmerz und von der Sorge bedrängten Witwe ein klein wenig Freude zu machen, veranstalteten die Frauen eine Tellerammlung. Behn- und Zwanzigrappensstücke, sauer erarbeitete kleine

Geldstücke, gefellten sich zueinander und wuchsen zu einem Bündelchen von 15 Franken, welches Arbeiterinnen ihrer schmerzvollen Mitschwester darbrachten. Alle die Kappenstücke sangen das ernste, heilige Lied Schwesterlicher Solidarität!

Ein Brief aus dem Lazarett.

Sie staunen, Sie sehen die fremden Schriftzüge des Briefumschlages, die Fremdheit des Ortsstempels an, Sie reißen den Umschlag auf, Sie betrachten die Namensunterschrift und — staunen noch mehr. Jawohl, ich bin's! Nach zweijährigem Unterbruch sende ich Ihnen ein paar Zeilen und ich schreibe Ihnen aus ziemlich abgelegener Ferne, aus Rußland, von der Ostfront der deutschen Heeresmacht. Mars hat mich dorthin dirigiert. Sein graufiges Handwerk sollte auch ich mit ausüben helfen. Unerbittlich war das Gefecht. Die Gewehrfluge eines geübten Scharfschützen, eines auch dazu dirigierten „Rufki“, hat mich davor bewahrt, Heldentaten zu verüben. Ich wurde auf der rechten Brustseite verwundet und kam ins Lazarett, erst nach Wilna in einen monumentalen Prachtbau griechisch-orthodoxer Kloster-Architektur. Dann gelangte ich nach Dels in Schlesien — nahe bei Breslau —, wo ich, in einem mächtig großen, hygienisch äußerst vorteilhaft eingerichteten Fabrikal untergebracht, zwischen vielen, vielen Blumen und in der Pflege wirklich liebevoller Krankenschwestern meiner Heilung entgegen sah. Meine Schußwunde schließt sich leicht und das beim Sturz in den Schützengraben verletzte Knie renkt sich auch langsam ein.

Doch, was tue ich Das alles wollte ich Ihnen ja gar nicht erzählen. Etwas ganz anderes drückte mir die Feder in die Hand. In einem Roman unserer Lazarett-Literatur lese ich nun den Satz, daß der echten Liebe, selbst der jüngsten Frau, etwas Mutterhaftes anhafte in Wort und Geberde. Doch das ist nur der Ausdruck einer Schriftstellerin, Olga Wohlbrück. Aber ich habe das erlebt, ja erlebt im Kriege, was da gesagt wird. Mutterhaftes Gefühl in einem Ausdruck höchster seelischer Potenz! Hören Sie:

Nach den Märzschlachten am Karotischsee kamen wir in jene Gegenden. In der ersten Zeit mußten wir die Stätten der Schlacht säubern, auch Russen beerdigen. Es fiel mir

schon auf, daß fast an all den Plätzen, wo solche gefallen waren, Briefe lagen. Sicher haben diese Soldaten in der Stunde höchster kriegerischer Anspannung, da sie fast mit dem Sterben rechnen mußten, Trost und Ruhe in irgend einem Brief ihrer Angehörigen gesucht. Ein Zug in der Psychologie des Russen — es sollen zumeist sibirische Regimente gewesen sein, die dort den Unserigen gegenüberstanden —, den ich nicht für möglich gehalten habe, da ich dieses Anhänglichkeitsgefühl für die Angehörigen bei den Emigranten in Zürich eben nicht voraussetzte. Hier aber ein besonderer Fall!

Wir fanden wieder solch einen Brief. Zufällig war ein Sachverständiger unter uns. Wir glaubten, die Pietät nicht zu verletzen, wenn wir den Brief lasen, und da entdeckte ich nun, was ich Ihnen so gerne sagen möchte. Daß die russische Mutter eben auch ein Mutterchaftsideal besitzen kann, das zu erkennen rührend ist. Es war der Brief einer jungen Mutter, die erst nach dem Fortgang des Mannes das erste Kind geboren hatte. Mit Worten der kindlichsten Naivität — sie war jedenfalls noch sehr, sehr jung —, und doch der rührendsten Zärtlichkeit sprach sie von dem kleinen Engel, der allein mit seinem Lächeln ihr über all die trüben Stunden des Alleinseins hinweggeholfen habe. Das „Lächeln des Kindes“, das war der Refrain jeder Seite des Briefes an ihren Mann, an ihren „Liebsten“. Begreifen Sie, daß mich dieser Brief zu den beiliegenden Versen veranlaßte?

Das ist nun allerdings das einzige Bißchen Poesie, das ich in dem Teile Rußlands wahrgenommen habe, wo ich sieben Wochen mich aufhielt (Polen-Litauen). Sonst schreckhaft-graufige Prosa. Landschaftsbilder graufiger Dede, der Wildnis von Wildwest vergleichbar. Kingsum Sumpf und Morast, dann wieder weite Steppen mit knietiefem Flugland, die vorhandenen Felder mit Steinen statt mit Korn besät. Und doch fruchtbares Land. Aber dank des verlotterten Zarenregiments zur Stätte kulturellen Tiefstandes verurteilt. Das habe ich erkannt: Der Kampf des russischen Proletariats gegen dieses Regiment der Diebereien im Großen, der Freiheitsunterdrückung und der Judenpogrome ist ein Kulturkampf ersten Ranges.

So scheidet ich für heute von Ihnen. Seien Sie und alle Bekannte herzlich begrüßt von Ihrem Karl Koch.

... und das Lächeln von Deinem Kind.

(Der Prosa eines Briefes einer jungen russischen Mutter an ihren im Felde befindlichen Mann nachgedichtet.)

Längst bist Du hinausgegangen,
Liebster, ins Schlachtgebräus.
Still mit sehndem Verlangen
schaut Dein Weib nach Dir aus.
Ach in meiner schwersten Stunde
wollt ich, wärst Du dagewesen;
hättest da viel Glück gelesen
aus dem Aug' mir und vom Munde.
Und dazu — o daß ich's froh Dir künd' —
das erste Lächeln von Deinem Kind.

Oft genug wollt' ich verzagen,
wollt' verzweifeln, lieber Mann,
wenn in gar zu trüben Tagen
herber Jammer packt mich an.
Doch dann aus den Augensternen,
aus des Kindes lieben Blicken,
strahlt mir zu solch Frohbeglücken,
daß ich frisch begann zu lernen,
für Dich zu leben: So gebot geschwind
mir ernst, das Lächeln von Deinem Kind.

Dir im Brief hab' ich's geschrieben
oft genug hinaus ins Feld,
wie Dein Kind und ich Dich lieben,
Du, mein Mann, mein Vater — Held.
Unsres Lebens schönste Stunden,
das Gemeinsamerkeits-Gedenken,
nochmals wollt' ich Dir es schenken.
Jeder Brief sollt' es bekunden.
Doch das Schönste, was Dein Blick drin find,
sollt' sein: Das Lächeln von deinem Kind.

Wenn ich denk, daß Du, o Lieber,
könntest wehbekommen sein,
daß die Wunde Dir im Fieber
brennt in schmerzgequälter Pein:
Dann möcht' ich, daß Du Dir Kräfte
sögest aus des Kindes Wesen,
die Dich lassen ganz genesen
wie des Balsams Wundersäfte.
Wundertätig gleich dem Quell, der rinnt
aus dem Lächeln von Deinem Kind.

Und den Lüften will ich's sagen,
daß das Lächeln sie von hier
hin zum Schlachtfeld möchten tragen,
daß es lab' die Seele Dir,
daß Dein Traumbild Leben werde!
Und der Krieg sich wend' zum Frieden!
Dann, o Liebster werd' beschieden,
Dir ein Glück, wie keins auf Erden —
Dann heim Du schau'st, was Götterfreuden sind:
Das süße Lächeln von Deinem Kind.

Karl Koch,
zurzeit in Rußland, Lazarett Nowo Swenzjany.